

Anne Winterling

## Paraguay - „weißer Fleck“ im Herzen Südamerikas

Paraguay vom 5. 3. bis 4. 6. 1997,  
betreut von der **Friedrich-Ebert-Stiftung**

# Inhalt

Zur Person	118
Trink einen <i>tereré</i> und sei ganz <i>tranquilo</i>	118
Unbekanntes Paraguay - Rückblicke und Momentaufnahmen	119
- Aufreizende Schläfrigkeit	119
- Ein schüchternes Volk	120
- „Verlangen Sie einen Fahrschein . . .“	121
- Demokratie auf Raten	122
Radio <i>Nanduti</i> - Es lebe die <i>Meinung!</i>	123
- Es gibt keine banalen Nachrichten	124
- Total objektiv?	125
- Schnell, live, direkt	125
- Farbe bekennen	126
Der Fall Juan Felix <i>Bogado Gondra</i>	127
Geschlossene Gesellschaft? - Die Mennoniten im Chaco	130
<i>Mba'eichapa</i> - man spricht Guaraní	135
Von <i>Indígenas</i> und Missionaren	136



*Anne Winterling*, geboren am 6. 6. 1965 in Oberhausen, aufgewachsen in Ulm. 1984 bis 1990 Ausbildung zur Übersetzerin für Spanisch und Französisch: Studium in Heidelberg und Germersheim, Auslandssemester in Sevilla/Spanien. 1990-1992 *Volontariat* in einem Kölner Reisebuchverlag: Ausbildung zur Lektorin und Redakteurin. 1992-1994 Journalistikstudium in Hannover, Praktika und freie Mitarbeit beim Evangelischen Kirchenfunk Niedersachsen, beim Hessischen, Mitteldeutschen und Westdeutschen Rundfunk. Seit 1995 Mitglied im Kölner Journalistenbüro punkt um; hauptsächlich tätig für den Westdeutschen Rundfunk und das DeutschlandRadio sowie für den DuMont-Buchverlag.

## Trink einen *terere* und sei ganz *tranquilo*

Terere trinken ist eine Lebenshaltung, Symbol paraguayischer Lebensart schlechthin! Egal wohin die Paraguayer, ob jung oder alt, gleich welcher sozialer Schicht, auch gehen - ins Büro, in den Park, auf Reisen -, die *guampa*, ein Becher aus Holz, Metall, *Kuhhorn* oder Plastik, ist immer dabei und die *Thermoskanne* mit eisgekühltem Wasser ebenfalls. Das grüne Kraut, die *yerba mate*, aus der an kühlen Morgen auch der heiße Matete gebraut wird, ist Basis des Erfrischungsgetränks. Wer's nicht schon dabei hat, kauft es in der Stadt am Straßenrand und läßt sich je nach Geschmack und Leiden ein *remedio*, ein frisch gestampftes Kräutlein wie Minze, Anis, Zitronengras oder Quebracho *blanco* mit in die *guampa* geben. Wenn das geschwungene Saugrohr mit dem feinen Sieb am Ende, die *bombilla*, positioniert und das Gefäß mit Wasser aufgefüllt ist, kann das Ritual beginnen, die *guampa* kreisen. Einer oder eine - in der Stadt meistens ein Mann, auf dem Land eine Frau oder der Jüngste in der Runde - ist Hüter der Thermoskanne, nimmt die trockengesaugte *guampa* entgegen, füllt erneut nach und läßt den nächsten saugen, bis ein sanft schlürfendes Geräusch anzeigt, daß der Sud nach frischem Wasser verlangt. Ein ewiges Kreisen, aus dem man sich nur befreien kann, wenn man das eine Zauberwörtchen spricht: *Gracias* - danke, ich habe genug. Aber bis die ersten aufgeben, kann viel Zeit vergehen.

Ganz von selbst legt sich eine Entspantheit über die *Tereré-Runde* - wengleich man sich auch angeregt unterhält oder im dicksten Verkehr steckt -, auf die die Paraguayer so stolz sind und die in den Satz mündet: „*Acá* es mas tranquilo que *allá* en Alemania, ¿verdad?“ (Hier geht es

ruhiger zu als bei euch in Deutschland, nicht wahr?) Und dieser Satz, so oft ich ihn höre, scheint aus vollem Herzen positiv gemeint zu sein.

## Unbekanntes Paraguay - Rückblicke und Momentaufnahmen

Wo um alles in der Welt liegt Paraguay? Am Meer? Gibt es in Paraguay Gebirgszüge (*Anden?*), in denen man sich mit *Lamawoll-Umhängen* wärmen muß? Herrscht da nicht so ein ewiger Diktator, mit deutschem Namen, Stroessner? Solche Fragen und Bemerkungen meiner deutschen Kollegen und Freunde sagen einiges über den (Un-)Bekanntheitsgrad von Paraguay, einem echten weißen Flecken auf dem lateinamerikanischen Subkontinent. Dabei, so verraten es zumindest stolz die wenigen existierenden Tourismus-Faltblätter, liegt dieses „Land der Sonne und der Abenteuer“ im „Herzen Südamerikas“.

Paraguay, mit gut 400 000 Quadratkilometern Fläche kleiner als das wiedervereinigte Deutschland und nur knapp 5 Millionen Einwohner zählend, ist ein Binnenland und Teil des Cono Sur, der Südspitze Lateinamerikas, eingerahmt von Bolivien, Brasilien und Argentinien. Es besitzt keine Strände, keine wildromantischen Höhenzüge, sondern nur ein paar Hügel und vereinzelte Erhebungen, die allenfalls 700 m erreichen.

Vom *Río* Paraguay, einem träge dahinfließenden breiten Fluß, wird das Land in zwei ungleiche Hälften und Klimazonen geteilt. In der östlichen, kleineren mit subtropischem Klima leben etwa 90 Prozent der Paraguayer, in der größeren mit tropischem Klima, dem *Chaco*, liegt die Bevölkerungsdichte bei null komma etwas pro Quadratkilometer. „Grüne Hölle“, diesen Namen trägt das Gebiet noch aus den Zeiten des *Chaco-Krieges* Anfang der 30er Jahre zwischen Paraguay und Bolivien, als diese sich um den Chaco, eine unwegsame, dornige und wasserlose Steppe, stritten. Riesige Erdölschätze sollten in deren Boden verborgen sein, hieß es. Das kleine, schwächere Paraguay gewann den Krieg, aber 50 000 paraguayische und 80 000 bolivianische Soldaten ließen ihr Leben. Wer nicht in den wilden Metzeleien starb, tat es vor Hunger, Durst oder an Seuchen. Erdöl wurde bis heute nicht gefördert (obwohl dies nach Angaben des Geologen Fernando Wiens durchaus möglich wäre), und die meisten Paraguayer mögen nach wie vor keinen Fuß in die Region setzen. Der Chaco ist Land der Mennoniten, Missionare und Militärs, der Großgrundbesitzer und der Indianer.

### Aufreizende Schläfrigkeit

Das Straßennetz des Landes läßt zu wünschen übrig. Nur wenige asphaltierte Straßen durchziehen Paraguay, eine davon, die Ruta Transchaco,

führt, wie es der Name sagt, quer durch den Chaco - ein Werk Stroessners, das ihm die Dankbarkeit der Mennoniten sicherte -, ohne bisher die bolivianische Grenze zu erreichen. Auf den rotschimmernden Erdstraßen oder staubigen Sandpisten Paraguays kommen Überlandbusse und selbst Geländewagen nur langsam voran, und wenn es regnet, ist alles vorbei: Geplante Reisen werden kurzerhand abgeblasen, Busse fallen aus, Fahrzeuge, die schon unterwegs sind, bleiben im Morast stecken. Aber halt! Es gibt eine Eisenbahn, die älteste des Kontinents! Als einziges Transportmittel verband sie Mitte des letzten Jahrhunderts ganze Regionen mit der Hauptstadt. „Jede Ankunft eines Zuges war Grund für ein Volksfest, der Besuch des Fortschritts und der Zivilisation“, sagt Andres Colmán **Gutiérrez**, Reporter der Zeitung „*Ultima Hora*“. Heute, nach jahrzehntelanger Verwahrlosung, ist die Eisenbahn kein ernstzunehmendes Transportmittel mehr. Bis vor kurzem fuhr sie noch regelmäßig von der Hauptstadt Asunción ins nahe **Ypacaraí** und wurde von der Bevölkerung rege benutzt, weil die Fahrt mit dem Zug billiger als die mit dem Bus war. Mittlerweile kommt die museale, holzbefeuerte Lokomotive mit den schäbigen, schmutzstarrenden Waggons nur noch bei raren Sonderfahrten zum Einsatz. 20 km/h - sehr viel mehr schafft der Zug wegen der wackeligen, erneuerungsbedürftigen Schienen nicht; Palmenhaine, Rinder und die einfachen paraguayischen Holzhäuser ziehen in aufreizender Schläfrigkeit vorbei, bis nach 350 Kilometern, 15 oder mehr Stunden Fahrt inklusive einer unruhigen Nacht Coronel Bogado, ein Nest kurz vor dem südlich an der argentinischen Grenze gelegenen Encarnación, erreicht ist.

Eine halbe Stunde mit dem Bus bringt einen von Encarnación zu den Resten der Jesuitenreduktion in Trinidad, eine vor 200 Jahren entstandene Siedlung, in der sich die Indianer unter jesuitischer Leitung selbstversorgten und vor den Übergriffen spanischer Konquistadoren und brasilianischer Sklavenjäger geschützt werden sollten. Auf Ruinen und Palmen brennt die Sonne, ansonsten kaum Menschen, kein Rummel, keine Restaurants, keine Hotels, nicht einmal ein Kiosk, an dem man Ansichtskarten oder Getränke erstehen könnte, nur ein fahrender Händler, der aus seiner Kühltasche die bräunliche, süß-klebrige Guaraná-Limonade verkauft. Dabei ist die Reduktion schon eines *der* Highlights, wegen derer sich ab und an doch Touristen nach Paraguay verirren. Die gewaltigen, gischt-sprühenden **Yguazú-Wasserfälle** liegen zwar grenznah, aber auf argentinischer und brasilianischer Seite, seitdem die ehemalige Großmacht Paraguay im **Triple-Allianz-Krieg** gegen Uruguay, Brasilien und Argentinien von 1864–70 nicht nur 80 Prozent seiner Bevölkerung verlor, sondern auch viel Land, darunter das Gebiet mit den Wasserfällen.

## Ein schüchternes Volk

Sonne gibt es in den Sommermonaten von November bis Mitte März im Überfluß, aber von einem schwer erträglichen schwülheißen, drückenden

Typus, der einem das Atmen schwermacht und jede Bewegung mit Schweißausbrüchen bestraft. Drei Monate Schulferien, von Dezember bis Februar, sind die Folge des schlauchenden Klimas sowie eine tägliche dreistündige Siesta von 12 bis 15 Uhr, in der nichts mehr geht und die zu stören ein Sakrileg ist. Dafür fängt der Tag in Paraguay früh an, was so gar nicht zum Klischee von in den Tag hineinlebenden Latinos passen will.

Asunción ist um 7 Uhr morgens längst zum Leben erwacht. Dann rumpeln aus den umliegenden Stadtteilen die altertümlichen Marco-Polo-Busse, *colectivos* genannt, ins Zentrum, und ihre Fahrer legen auf den schlaglochverzierten Straßen immer wieder Vollbremsungen hin, daß die gedrängt stehenden Männer und Frauen nur so durcheinanderpurzeln. Eine Ausnahme, daß eine Frau den Fahrer anschnauzt, er möge sie nicht wie ein Stück Vieh, sondern wie einen Menschen befördern.

Denn meistens schweigen die Paraguayer beharrlich, selbst wenn ihnen Unrecht geschieht. Schüchtern seien sie, sagen die Paraguayer etwas kokettierend von sich selbst, nicht wortgewaltig wie die gefürchteten argentinischen Viel- und Laut-Redner aus dem Nachbarland. Lieber unauffällig bleiben, sich nicht ohne große Not mit jemandem anlegen! So wird das Wörtchen *tranquilo* (ruhig) von den Paraguayern gern und viel gebraucht, bezeichnet es doch einen Wert, der zum paraguayischen Volkscharakter zu gehören scheint: Ruhe.

## „Verlangen Sie einen Fahrschein . . .“

Ganz von allein scheint dieser beständige Wunsch nach Ruhe nicht über die Paraguayer gekommen zu sein. Man mag zum einen das schwülheiße Klima dafür verantwortlich machen. Zum anderen hat Paraguay seit seiner Unabhängigkeit von Spanien im Jahre 1811 bis ins Jahr 1989 nicht mal einen noch so winzigen demokratischen Frühling erlebt. Mit General Alfredo Stroessner - dessen Vater aus dem bayerischen Hof stammte - besaß es in diesem Jahrhundert den „langlebigsten“ Diktator Lateinamerikas, denn „seine Exzellenz, der Präsident der Republik und General der Armee“ herrschte 35 Jahre lang. Nach einer ganzen Reihe von Putschen in den 30er, 40er und 50er Jahren, nicht zu vergessen der, mit dem er selbst an die Macht kam, schrieb sich Stroessner vor allem eines ins Programm: für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Ruhe als erste Bürgerpflicht, die auch durch Verhaftungen, Verschleppungen, Folterungen bis hin zum Mord eingefordert wurde: Im Justizpalast kann man sich in den Dokumenten des *Archivo de Horror* - des Archivs des Schreckens - über den Preis der Ruhe informieren.

1989 stürzte ein anderer General, Andres Rodriguez, Schwiegervater von Stroessners Sohn, den General - kein Putsch von unten, sondern klassisch und militärisch von oben. Stroessner ging ins brasilianische Exil, Rodriguez, der sich im korrupten Stroessner-Staat gesundgestoßen hatte und dem Geschäfte mit der internationalen Drogen-Mafia nachgesagt werden, wurde

zum Helden und Präsidenten der Republik und leitete tatsächlich, wie versprochen, die Demokratisierung des Landes ein, ließ die Opposition wieder zu und hob die staatliche Medienzensur auf. 1993 wurde erstmals seit 50 Jahren ein ziviler Präsident gewählt, der Bauunternehmer Juan Carlos Wasmosy. Wie Stroessner und *Rodríguez* ist er Mitglied der seit ebenfalls 50 Jahre herrschenden Colorado-Partei. Durch die Beteiligung am Bau des Riesenstaudamms Itaipü, einem brasilianisch-paraguayischen Gemeinschaftsprojekt, wurde er zu einem der reichsten Männer Paraguays. Durch Korruption, wie es heißt, eines *der* Dauerthemen und -brenner in Paraguay.

Korruption kann ganz klein und unschuldig anfangen. Als ich in Asunción in den Bus der Linie 30 steige, bekomme ich dort vom Fahrer einen Fahrschein mit dem Aufdruck „*Elimine la corrupción, exija y no devuelva su boleto*“. (Bekämpfen Sie die Korruption, verlangen Sie einen Fahrschein und geben Sie ihn nicht zurück.) Es dauert etwas, bis ich die Botschaft verstehe: Jeder Fahrschein, den der Fahrer nicht an seine Kunden herausgibt, bedeutet bares Geld für ihn, und der Kunde hat auch was davon, weil er weniger als den regulären Fahrpreis zahlen muß. Ein Fahrschein, der vom Kunden zurückgegeben wird, kann nochmals verkauft werden. Zwar gibt es Kontrolleure der einzelnen Busgesellschaften, aber die reagieren eher lasch, wenn man das dünne, zusammengeknüllte Papierchen nicht wiederfindet. Alles nur pro *forma*? Sind die auch am Gewinn beteiligt?

Nochmal das Thema Korruption: Der Journalist *Julio César Zamphirópoulos* erzählt mir, warum er es am besten fände, wenn die Regierungspartei bei den Präsidentschaftswahlen im Frühjahr 1998 wieder siegen würde. „Die Colorados haben doch schon genug Zeit gehabt, sich zu bereichern, die brauchen es nicht mehr zu tun“, sagt er. „Aber wenn die Liberalen an die Macht kommen, geht das Spielchen wieder von vorne los.“ Das meint er ganz ernst.

## Demokratie auf Raten

Das Vertrauen in den demokratischen Staat scheint nicht besonders groß zu sein. Vielleicht sprechen deshalb immer noch alle von der *transición a la democracia*, dem Übergang zur Demokratie, wenn sie die jüngste Epoche seit 1989 meinen. Schon vor fünf Jahren bekam Paraguay eine neue demokratische Verfassung: Gewaltenteilung, Garantie der Menschenrechte, Berufung eines Volksverteidigers und sogar einige höchst fortschrittliche Indianerartikel sind darin zu finden. Aber Papier ist geduldig, und die politische Wirklichkeit in Paraguay eine andere als die in der Verfassung: Die Exekutive ist mächtiger, als es ihr zusteht. Die Menschenrechte werden weiterhin verletzt, wie es vor allem einige Nichtregierungsorganisationen beklagen. Ein Verteidiger des Volkes ist nach jahrelangem Tauziehen zwischen den Parteien immer noch nicht eingesetzt. Und den Indianern ginge es noch schlechter, kümmerten sich nicht wenigstens Missionare und Nichtregierungsorganisationen um sie.

Zumindest die Presse in Paraguay ist frei, und was faul ist im Staate, ist in Zeitungen, Radio und Fernsehen zu lesen, zu hören und zu sehen. Mit der Einschränkung, daß es immer noch Politiker gibt, die Journalisten einschüchtern und kaufen wollen oder sogar deren Mord in Auftrag geben. Der entscheidende Unterschied zur Diktatur ist, daß der staatliche Machtapparat es sich nicht mehr leisten kann, kritische Medien mundtot zu machen.

So mundtot wie im Jahre 1984 die Tageszeitung „abc color“, die vom Stroessner-Regime wegen kritischer Berichterstattung geschlossen wurde, oder der populäre Sender „Radio Nandutf“, der seinen Betrieb 1987 „freiwillig“ einstellte, weil er nicht mehr gegen den fortwährenden staatlichen Druck ankam. Noch in der Nacht des Sturzes von General Stroessner ging Nandutf wieder auf Sendung und ist heute eines der Flaggschiffe des paraguayischen Journalismus.

## Radio Nandutf - Es lebe die Meinung!

Humberto Rubin *ist* Radio Nandutf. Rubfn, seit 34 Jahren Direktor des Senders, bestreitet als Moderator ganze acht von 24 Stunden Programm. Außer an Wochenenden steht er um vier Uhr morgens auf - um „die Sonne zu besiegen“ -, denn um fünf Uhr beginnt „La mañana con (Der Morgen mit) Humberto Rubin“. Durchsicht der Zeitungen, Studiogespräche, Anrufe von Hörern - so füllt Humberto Rubfn die nachrichtenarme Zeit vor acht. Dann verlassen die *móviles*, die mobilen Einsatzwagen, den Sender und liefern die Reporter an ihren jeweiligen Einsatzorten ab: im Kongreß oder im Parlament, andere gehen innerhalb ihrer Spezialgebiete - Gewerkschaften, Partido Colorado (Regierungspartei), Partido Encuentro Nacional oder Partido Liberal Radical Auténtico (Oppositionsparteien) - auf Nachrichtenfang.

Noch im Wagen haben die Journalisten die ersten *notas* per Funkgerät über den Äther geblasen - kurz und knapp, ohne Punkt und Komma. Ob der Wagen gerade über Kopfsteinpflaster und Schlaglöcher holpert oder mitten im Verkehrslärm steckt, tut dabei nicht viel zur Sache. Die Akustik ist ohnehin nicht die beste, denn Radio Nandutf, ein reines Wortprogramm, das unvermittelt von Werbespots unterbrochen wird, sendet auf AM (Mittelwelle) wie alle Informationssender in Paraguay. Musikprogramme oder Mischformen aus Musik und Informationen sind der besseren Tonqualität wegen auf FM (UKW) zu hören.

Unter den sechs wichtigen Wortsendern in Asunción, außer dem staatlichen Radio Nacional allesamt Privatradios, ist Radio Nandutf den Rankings zufolge fast den ganzen Tag über *Numero Uno*, Nummer Eins, in der Hörergunst. Nur von 13.30 bis 16 Uhr läuft ihm Radio Cardinal diesen Rang ab. Dann zieht Victor Benftez mit seiner frechen Schnauze und seiner zotigen Art mehr Hörer in seinen Bann. Aber was soll's, schließlich ist



Benítez auch ein Pferd aus dem Nanduti-Stall und irgendwann zur Konkurrenz übergelaufen.

Humberto Rubin ist stolz auf die Vorbildfunktion und den ungebrochenen Erfolg seines Radios. Einerseits ist das Belohnung für die schwierigen Jahre der Stroessner-Diktatur, in denen sich das Radio als Sprachrohr des Volkes und der Opposition etablierte. Immer wieder wurde es von Störsendern traktiert und zwischen 1987 und 1989, bis zum Fall Stroessners, mußte es den Betrieb einstellen, weil es dem staatlichen Psychoterror, Verhaftungen und der ganz realen Gewalt von Schlägertrupps nicht mehr standhalten konnte. Heute, in Zeiten der *transición*, ist es andererseits Belohnung für ein Programm, das anscheinend den Nerv vieler *asuncenos* trifft.

## Es gibt keine banalen Nachrichten

Das Programm präsentiert sich als ein Gemischtwarenladen aus harten politischen Fakten einerseits - Part der Reporter -, Meinungs- und Unterhaltungsjournalismus - Part der Moderatoren im Studio - sowie Hörerbeitteilung andererseits. Redaktionen gibt es nicht; ebensowenig Sitzungen, in denen Themen und Verlauf des Tagesprogramms bestimmt würden. Der sogenannte *Jefe de Prensa* (Pressechef) Amado Farina koordiniert den Einsatz der Reporter - besonders wichtig bei außergewöhnlichen Ereignissen und Großveranstaltungen wie z. B. der *Marcha de Campesinos* (Protestmarsch der paraguayischen Kleinbauern gegen die neoliberale Politik der Regierung), bei denen Reporter von anderen Spezialgebieten abgezogen und in Sonderschichten eingeteilt werden. Der Rest ist Freestyle der Moderatoren, die sich hier treffender *periodistas de opinión* (Meinungsjournalisten) nennen. Sie werfen ihre Themen scheinbar gleichberechtigt und ohne Hierarchisierung in die Waagschale und mischen sie immer wieder neu zum Cocktail, was häufig recht beliebig wirkt: die allgegenwärtige Korruption des Partido Colorado, der Regierungspartei; Hörerin Rodríguez, die wegen Schlampereien der ANTELCO Probleme mit ihrem Telefonanschluß hat; die schlechte Schul- und Ausbildung in Paraguay; die Armut und die ausweglose Situation der Bevölkerung auf dem Lande; der Schriftsteller Roa Bastos, der in Asunción zu Gast ist; Hörer Castro, der Staatspräsident Juan Carlos Wasmosy „einen unverschämten Kerl“ nennt . . . Es gibt kaum eine Bemerkung oder Nachricht, die zu banal wäre, um gesendet zu werden, schließlich müssen 24 Stunden Sendezeit gefüllt werden. Auch ich, die deutsche Praktikantin mit dem ach so lustigen Spanisch, werde spontan ins Programm eingebaut, als ich Humberto Rubin frage, ob ich ihm im Studio über die Schultern schauen könne. Wer bin ich, was mache ich in Paraguay und, vor allem, wie finde ich Paraguay im Vergleich zu Deutschland? Schon hat das vorabendliche „Boletín Gigante“ mit mir einen weiteren Programmpunkt erhalten. (So soll es mir noch öfter gehen:

Wer sich im Studio aufhält - das sind oft nicht wenige Menschen -, der darf und! soll auch etwas sagen.)

## Total objektiv?

„Morgens, wenn ich aus dem Haus gehe“, gibt Rubin ganz offen zu, „weiß ich noch nicht, wie das Programm aussehen wird, geschweige denn, was ich meine jeweiligen Interviewpartner fragen werde.“ Rubin kommentiert, was ihm gerade bei der Lektüre der Zeitung auffällt - auch im Studio wird darin geblättert - und plaudert mit seinen Interviewpartnern am Telefon oder den Gästen im Studio, als säße er in trauter *Tereré-Runde* (was so abwegig nicht ist, auch im Studio ist die *guampa* meistens zur Hand). Meldet ein Reporter per Funk oder Telefon eine Nachricht an, wird diese kurz dazwischengeschaltet: „Vamos contigo, Isidro (Du bist dran, Isidro)“, sagt Rubin dann etwa zu Isidro Sosa, der im Kongreß mit einem Stöpsel im Ohr das Radioprogramm verfolgt und mit Interviewpartner an der Seite oder mit dem kleinen Aufnahmegerät in der Hand auf seinen Einsatz wartet: kurzer einleitender Text - kurzes Statement des Interviewpartners (entweder live oder vom Aufnahmegerät, das dicht an das Funkgerät gehalten wird) - Absage. Danach geht es im Studio weiter im Text.

Große Unterschiede zwischen den Sendekonzepten des Tagesprogramms gibt es nicht, diese liegen vielmehr in der politischen Ausrichtung der *periodistas de opinión*, die der jeweiligen Sendung ihren Stempel aufdrücken und sich weder mit spitzen Bemerkungen noch mit bohrenden Fragen zurückhalten. Im Gegensatz zu ihnen sollen sich Reporter wie Isidro Sosa, *cronistas* genannt, mit ihrer Meinung zurückhalten, die Berichterstattung vor Ort möglichst objektiv gestalten. Schwierig genug, denn einige Journalisten bei Radio *Nanduti*, besonders diejenigen, die über die Parteien berichten, identifizieren sich stark mit ihrem Spezialgebiet; zum Beispiel Omar Ovelar - Spezialgebiet *Partido Colorado* -, von dem man munkelt, er lasse gezielt nur noch ganz bestimmte Leute der Partei auf den Sender und werde demnächst selbst in die Politik einsteigen. Oder Luis Castillo, der aus seiner Sympathie für die Liberalen und den Parteivorsitzenden Domingo *Laino* im speziellen kein Geheimnis macht und dennoch behauptet, er könne ganz objektiv berichten.

## Schnell, live, direkt

Die *cronistas* berichten immer live und direkt; Verzögerungen durch Recherche oder Studioaufnahmen gibt es nicht. Handwerkszeug der *cronistas* sind das Funkgerät und das walkmangroße Aufnahmegerät mit eingebautem Mikrophon, das man jedem Interviewpartner schnell unter die Nase

er das „offene Mikrofon“ ein. Studiogäste diskutierten beispielsweise **unzensuriert** über die Korruption in der Verwaltung. Die Hörer konnten anrufen und ihre Meinung dazu sagen, ohne daß sie Angst vor der Preisgabe ihrer Identität haben mußten - und das ist bis heute so geblieben. Es lebe die **Meinung!**

## Der Fall Juan Felix **Bogado Gondra**

Es ist schwer, sich mit Juan Felix Bogado Gondra zu treffen. Viermal platzen unsere verabredeten Termine, dann endlich stehe ich in der Praxis des Internisten, im Zentrum von Asunción. Ein zuvorkommender, ergrauter Herr mit Schnauzer sitzt mir im weißen Kittel gegenüber, schon wieder auf dem Sprung zum nächsten Termin, Handy und elektronisches Adreßbüchlein griffbereit. Das ist kein Wunder, denn der 52jährige teilt sein Leben zwischen Beruf und Politik. Bis Mittag behandelt er seine Patienten, ab Mittag ist er als Generalsekretär des **Partido Liberal Radical Auténtico**, der langjährigen liberalen Oppositionspartei, unterwegs. Und dann ist da noch seine große Familie, wie das in Paraguay eben so üblich ist. Unüblich dagegen ist, daß Bogado Gondra recht gut Deutsch spricht, auch wenn er manchmal nach den richtigen Worten suchen muß. Elf Jahre ist es schließlich schon wieder her, daß er mit seiner Familie Deutschland verlassen hat.

Damals, 1986, noch während der Stroessner-Diktatur, kehrten er und seine Frau zurück, weil die Kinder, die in Deutschland aufgewachsen waren, endlich paraguayische Luft schnuppern sollten und er wieder aktiv am politischen Leben in Paraguay teilnehmen wollte. Sie handelten gegen den Rat von Freunden und trotz der Drohungen aus Kreisen der Regierung, die ihm durch die Deutsche Botschaft übermittelt wurden. In jener Zeit, bis zum Sturz Stroessners, blieb es bei den Drohungen. Nicht so wie im Jahr 1977, als Bogado Gondra in seiner Praxis Besuch von zwei Zivilbeamten erhielt.

Seine Patienten und er wußten sofort, daß sie Polizisten waren. Schließlich hatte Bogado Gondra schon in den 60er Jahren einschlägige Erfahrungen gesammelt, als ihm die Polizei vorwarf ein „kommunistischer **Guerrillero**“ zu sein. Beweisstück damals war ein gefälschtes Foto, das ihn zusammen mit Che Guevara zeigte (er hat ihn nie kennengelernt), Ermittlungsmethode war die Folter, die Strafe ein Jahr Gefängnis.

Aber die Behandlung in den **60ern** war noch milde gewesen. Jetzt gingen die Vollstrecker der Diktatur härter ran, weil sie ihn für einen unverbesserlichen Störenfried hielten. Bogado Gondra war zusammen mit anderen Studenten und Akademikern Mitglied des **Movimiento Independiente** (Unabhängige Bewegung), Ende der 60er Jahre als studentische Bewegung entstanden. Sie hielt sich fern von jeglicher Parteibindung, seien es Kommunisten, Colorados, Sozialisten oder Liberale: „Wir träumten von einem gerechten demokratischen Staat. Wir wollten alles ändern und Stroessner

über eine große Einigung aller politischen und sozialen Kräfte stürzen, aber auf friedlichem Wege", beschreibt Bogado Gondra seine Ideale von damals, die sich bis heute nur zum Teil erfüllt haben.

Unter Folter sollte er gestehen, daß er Kommunist und Mitglied der Organización *Política Militar*, einer angeblich subversiven Untergrund-Organisation, sei. Denn der ewige Hauptfeind der Stroessner-Diktatur war der Kommunismus, und darunter wurden alle Gegner des Regimes, gleich welcher Richtung, subsummiert. Mittel der Wahl: Schreiereien, Beschimpfungen, Demütigungen und die berüchtigte *pileta* (Badewanne). Bogado Gondra hatte Glück: Sie war nicht mit Urin und Exkrementen gefüllt, sondern „nur“ mit Wasser. „Um Mitternacht fing es an“, erinnert er sich. „Du wurdest in ein leeres Zimmer gesteckt, mit einer halbvollen Badewanne, und mußt dich nackt oder bis auf die Unterhose ausziehen.“ Dann wurden die Hände auf dem Rücken und die Füße gefesselt, einer stieß das Opfer nach hinten, ein zweiter setzte sich auf den Rumpf und ein dritter faßte den Kopf an den Haaren und tauchte ihn ins Wasser. Dazu Schreien, Fragen, Drohen. Am schlimmsten war, daß ihm seine Peiniger erzählten, sie würden mit seiner schwangeren Frau, die ebenfalls verhaftet worden war, das Gleiche machen. Eine Finte, wie sich später herausstellte.

„Am Anfang von so einem Prozeß versucht man, standhaft und konsequent zu bleiben“, sagt Bogado Gondra. „Aber das Wort hat keine Bedeutung, die Diskussion keinen Zweck, die richtige Begründung kommt nicht in Frage. Man diskutiert und verteidigt sich, aber die Gewalt geht weiter. Und dann fängt man natürlich an, seine Position zu ändern.“ Irgendwann habe er Panik gehabt, sich am Ende seines Lebens gefühlt. Ganz entfernt sah er das große Ziel zu überleben, aber trotzdem seinen Idealen treu zu bleiben. „Dann bekommt alles eine andere Logik, und du bist bereit zu sagen: Ja, ich bin ein Wesen vom Mars, ich bin ein Homosexueller, ein Kommunist, was Sie *wollen*.“ Das war noch nicht das Ende, denn dann wollten die Folterer mehr Namen wissen, „aber hier im kleinen Paraguay Namen zu erfinden, ist auch nicht einfach“. So suchte er in Gedanken krampfhaft nach Personen, die bereits im Exil waren. 45 Tage blieb Bogado Gondra in Isolationshaft, danach wurde er dem Richter vorgeführt. Den interessierte wenig, daß die „Geständnisse“ offensichtlich unter Folter entstanden waren. Das Urteil: drei Jahre Gefängnis.

Haß? Empfund, empfindet er Haß, frage ich ihn mehrmals. Er überhört die Frage. Kaputt sei er gewesen nach den Folterungen und der Isolation, aber andere seiner *Compañeros*, ebenfalls verhaftet und gefoltert, seien noch kaputter gewesen, und er fühle sich verantwortlich für sie. So wie auch für seine Familie, der er Unterstützung geben mußte. Diese Verantwortung gab ihm Kraft, scheint auch heute Motor seiner politischen Aktivitäten zu sein - die Verantwortung für seine Mitmenschen, das paraguayische Volk.

Es folgte die vorzeitige Entlassung aus dem Gefängnis nach anderthalb Jahren, und Bogado Gondra fühlte sich voller Energie. Sofort wollte er seine Praxis wiedereröffnen, im Gefängnis hatte er viel als Arzt arbeiten

können, studiert, sich physisch und psychisch vorbereitet auf den Tag X nach der Haft. Mehr denn je fand er Argumente, für eine gerechte Gesellschaft weiterzukämpfen, sich bedingungslos zu engagieren. Aber es kam nicht dazu. Vorladung ins Innenministerium, wo ein Beauftragter des Ministers Sabino Montanaro - zusammen mit diesem Namen gebraucht Bogado Gondra das Wort „Haß" - ihm mitteilte: „Die Regierung gibt Ihnen 24 Stunden Zeit, das Land zu verlassen." Das war das Letzte, was Bogado Gondra wollte, aber seine *amigos* und seine Familienangehörigen rieten ihm, das Schicksal nicht herauszufordern.

Ein neues Leben in Deutschland mit Frau und drei Kindern: Der Pastor der evangelischen Gemeinde in Asunción, Armin Ihle, besorgte Flugtickets und eine Art Stipendium der evangelischen Kirche, von dem die Gondras zunächst leben sollten. Denn durch die Haftzeit waren deren Ersparnisse aufgebraucht. Aber die Familie stand bald wieder auf eigenen Füßen. In Deutschland machte der paraguayische Arzt Karriere, soweit es für einen Ausländer möglich war. Mit der Ausbildung zum Facharzt fing sie an und mit einer Stelle als leitender Oberarzt endete sie. Zusammen mit deutschen Mitstreitern engagierte er sich auch politisch und gründete das Komitee für die Menschenrechte in Paraguay, dessen größter Erfolg es war, den Staatsbesuch des Diktators Stroessner Anfang der 80er Jahre „quasi in letzter Minute verhindert zu haben".

Nach acht Jahren Deutschland mit Stationen in Bochum, München und Warstein landete die Familie wieder in Paraguay. Schwer war die Wiedereingliederung, aber das engmaschige Familiennetz, das in Paraguay so wichtig ist, fing die Heimkehrer auf. In dem Maße wie Bogado Gondra beruflich wieder auf festen Füßen stand, entwickelten sich auch seine politischen Aktivitäten. Der liberalen Partei, geführt von Domingo Laino, einem engen Freund und Verwandten, näherte er sich immer weiter an. Mitglied wurde er zwei Jahre später, um auf diesem Wege besser politischen Einfluß nehmen zu können.

In die nunmehr neun Jahre Partei-Mitgliedschaft fiel 1989 der Sturz Stroessners. Nicht wie Bogado Gondra sich das vorgestellt hatte von unten, sondern von oben. Jetzt steht die Erfüllung seines anderen Traums aus: die schwere Aufgabe, Paraguay in ein wahrhaft demokratisches und gerechtes Land zu verwandeln. Moral ist auf diesem Weg für ihn eines der wichtigsten Schlüsselwörter - und einem Mann mit seiner Vita nehme ich das ohne weiteres ab.

Von 80 000 Parteimitgliedern sei die Zahl in neun Jahren auf 750 000 angestiegen. „Und das sind alles echte Mitglieder, keine bestochenen", sagt er stolz. Korruption sei das Grundübel des paraguayischen Staates, eine Krankheit, die vor allem in der Regierung, bei den Angehörigen der Colorado-Partei zu finden sei. Ob es bei den Liberalen keine Korruption gebe? Nun, Bogado Gondra ist nicht naiv, und hundertprozentige Sicherheit könne man nie haben. „Aber wenn wir käuflich wären", sagt er, „wären wir in der Zeit vor '89 alle schon gekauft worden, aber das ist nicht der Fall. Stattdessen sind wir gefangen, gefoltert und ausgewiesen worden.

Viele von uns sind verschwunden oder wurden getötet." Das sei Beweis genug für einen ehrlichen Vertrag mit der Heimat, das könne er für die Mehrheit der Liberalen sagen. Zudem sieht er sich als „zweiter Mann“ der Partei hinter Laino sehr wohl in der Lage, Liberale „auszuschalten“, wenn er merken sollte, daß sie korrupt sind.

Schade nur, daß die Liberalen nicht sehr viel Praxis im Regieren haben, schließlich sind seit über 50 Jahren die Colorados an der Macht. Aber immerhin hat die *transición* (Übergang zur Demokratie) verschiedene Posten gebracht: Einige Bürgermeister sind liberal, darunter auch der Bürgermeister von Asuncion Martin Burt, verschiedene Departamentos werden liberal regiert, darunter das **Departamento** Central mit der Hauptstadt Asuncion, und der Präsident der Justiz ist ein Liberaler. Und nun setzt Juan Felix Bogado Gondra alles daran, daß der nächste Präsident der Republik ein Liberaler wird: Dr. Domingo Laino soll erst die internen Wahlen gegen seinen Parteibruder und Kontrahenten Saguier gewinnen und dann im Mai 1998 im Bündnis mit der noch jungen Partei Encuentro Nacional die Colorados bezwingen.

Vorwahlkampfphase in Paraguay! Bogado Gondra ist vollauf beschäftigt mit Versammlungen und Reisen in die Provinz. Mehrere Anrufe unterbrechen unser Gespräch, weil eine Propaganda-Reise ins südlich gelegene Departamento Neembucu zu organisieren ist. Immer wieder brummt an seinem Gürtel der in Paraguay so populäre „Viper“, mit dem man kleine, dringende Botschaften empfangen kann. Nach unserem Termin enteilt der Arzt und Politiker zu einer Sitzung mit seinen *compañeros*, nicht ohne sich herzlich für das Gespräch bedankt zu haben. Und ich verabschiede mich mit dem Gefühl von ihm, daß Paraguay noch ein paar mehr Politiker seines Kalibers gebrauchen könnte.

## Geschlossene Gesellschaft? - Die Mennoniten im Chaco

Staubig ist es in Filadelfia, dem Hauptort der Mennonitenkolonie Fernheim. Neue Staubpartikelchen wirbeln auf, selbst wenn die Geländewagen und Pick-ups auf der Hindenburgstraße, der wichtigsten Sandpiste im Ort, im Schneckentempo vorbeituckern. Das grelle, intensive Sonnenlicht, das so typisch für den Chaco ist, verwandelt die Staubwolken in glitzernden Dunst und legt sich träge auf das Schachbrettstädtchen. Wildwest-Atmosphäre fällt mir als erstes dazu ein. Aber das Bild ist schief, denn gefährlich scheint die Stimmung nicht. Sie ist eher gedämpft und ein wenig bedrückend, weil ich in so viele mennonitische Gesichter schaue, denen die paraguayische Heiterkeit, das Spielerische, Leichte fehlen. Und statt zu Pferd sind hier alle mit dem Fahrrad unterwegs.

Die Menschen, die vorbeiradeln, sind „bunter“, als ich erwartet habe: hellhäutige Mennoniten mit Haarschöpfen von semmelblond bis braun,

dunkelhäutige Paraguayer und noch dunklere Indigenas. Außerdem, wenn auch äußerlich nicht gleich von den Mennoniten zu unterscheiden, gibt es deutsche Glücksritter, die hier Land gekauft haben und auf ihren Estancias Vieh züchten, sowie Deutsch-Brasilianer, die häufig als Putzhilfen oder Hilfsarbeiter ihr Auskommen bei den Mennoniten finden.

Ein Schmelztiegel ist Filadelfia nicht, eher ein Obstkorb, in dem die Obstsorten wohlgeordnet nebeneinanderliegen. So umschreibt jedenfalls der mennonitische Geschichts- und Geschichtschreiber Peter P. Klassen das Nebeneinanderleben der verschiedenen Volksgruppen. Weniger freundlich ausgedrückt: Jedes Grüppchen hat in und um Filadelfia sein eigenes Ghetto, wo es am liebsten unter sich bleibt. Ehen zwischen Paraguayern und Mennoniten werden sehr selten geschlossen, und solche zwischen Mennoniten und Indigenas gar nicht. Sexuelle Kontakte scheint es hingegen öfter zu geben, denn in den Straßen sind ab und an kleine Mennonitenindianer zu sichten: Auffallend blondes Haar über dunklen Gesichtern mit indianischen Zügen verraten die Vermischung der Gene, über die man bei den Mennoniten lieber schweigt.

Arbeit - das ist der einzige Grund, warum es Paraguayer aus dem östlichen Teil Paraguays in den unwirtlichen, fast menschenleeren Chaco zieht. Die 45jährige Maria zum Beispiel arbeitet auf der nahegelegenen Estancia des Deutschen Weber („Südmilch-Weber“). So oft es geht, steigt sie am Wochenende in den Bus der „NASA“, um dem staubigen Arbeitsmilieu zu entfliehen und ihre Familie in Asunción zu besuchen - und mit ihr viele andere. Man liebt sich nicht, aber man braucht sich. Die **Mennonitenkolonien** seien ein wirtschaftlicher Ballungsraum, der Paraguayer und Indianer wie ein Magnet anziehe, sagt Peter P. Klassen. Filadelfia habe 4000 Einwohner, davon die Hälfte Nicht-Mennoniten. „Die werden alle satt, niemand muß Not leiden.“

Produziert und vermarktet werden die Waren aus den drei Mennonitenkolonien Menno, Fernheim und Neuland genossenschaftlich. Das funktioniert bestens, seitdem die Transchaco-Straße Anfang der 60er Jahre fertiggestellt wurde und leicht verderbliche Produkte schnell nach Ostparaguay gelangen. Denn die größten Einkünfte der Kolonisten kommen aus Viehzucht, Landwirtschaft und Milchproduktion. Fast die Hälfte der nationalen Milchprodukte stammen aus den **Mennonitenkolonien** im Chaco, beim Fleisch sind es immerhin acht Prozent - und das Fleisch ist wegen seiner guten Qualität begehrt.

Dabei begann der wirtschaftliche Aufschwung erst in den 60er Jahren, nach 30, 40 Jahren harten Kampfes mit der „grünen Hölle“ und den unberechenbaren Trockenperioden, die die Aussaaten immer wieder verzögerten. Jetzt gab es größere Kredite von der Weltbank und aus Nordamerika. Man begann mit der Mechanisierung der Landwirtschaft und konnte sich besser auf die klimatischen Verhältnisse einstellen. Denn in der langen Zeit des Wartens auf den Regen wurde nun mit Maschinen der Boden vorbereitet und das Saatgut für Baumwolle, Erdnüsse, Soja oder Sorgum schon bei kleinem Regen in den Boden gebracht. Die Siedler entdeckten außerdem,



daß der sogenannte Buschboden, der mit Urwald bewachsen war, eigentlich fruchtbarer war als der nur in begrenztem Maße zur Verfügung stehende sandige Campboden. Maschinell wurden riesige Flächen gerodet, mit Gräsern bepflanzt und zu großflächigen Weiden gemacht. Viehzucht und Milchwirtschaft kamen jetzt erst richtig in Schwung.

Hartnäckigkeit, gute Organisation, Tüchtigkeit und, nicht zu vergessen, die Hilfe von außen haben im **Chaco** ein florierendes Wirtschaftsunternehmen entstehen lassen, dessen Chefs eindeutig die Mennoniten sind. Davor haben die meisten Paraguayer Respekt, gepaart mit einer großen Portion Befremden über diese Menschen, die knapp 500 Kilometer von Asunción entfernt ihr Inseldasein führen und diese seltsame Sprache - Plattdeutsch - sprechen. „Cerrado“ (verschlossen, abgeschottet) ist das Wort, mit dem die Paraguayer das Wesen der Mennoniten beschreiben. Wenige nur wissen, daß diese Charakterzüge auch das Resultat einer jahrhundertlang währenden Geschichte der Vertreibung bzw. selbstgewählten Abschottung von anderen sind.

Ihre Wurzeln haben die Mennoniten in der Bewegung der Täufer, die ihren Glauben auf rein biblische Grundlagen stellten. Sie predigten die Trennung von Kirche und Staat, wollten keine Eide auf diesen schwören, lehnten den Kriegsdienst ab und traten für die Erwachsenentaufe ein. Radikaler als die Lutheraner, bestanden sie vor allem in der Schweiz, in Frankreich, Schottland und Holland darauf, alle Formen römisch-katholischer Gottesdienstordnungen zu beseitigen. Ihren Namen haben die Mennoniten vom ehemaligen katholischen Priester Menno Simons, der sich 1536 einer Gruppe niederländischer Täufer anschloß.

Die Anhänger der Bewegung wurden verfolgt und gefoltert, so daß sich nur einige versprengte Reste in der Schweiz und in Holland halten konnten. Als tüchtige und zupackende Deichbauern zogen viele Täufer aus den Niederlanden und vom Niederrhein in die Weichselgegend. Dort übernahmen sie den niederpreußischen Dialekt, das Plaudietsch, das nur noch vereinzelte niederländische Restwörter enthält. Diese Mundart ist bis heute die Umgangssprache der Mennoniten, angereichert mit Lehnwörtern aus dem Polnischen, Russischen, Ukrainischen, Englischen und Spanischen - Zeugen ihrer weltweiten Wanderbewegungen. In der Kirche und in der Schule bedienten sie sich dagegen seit Ende des 18. Jahrhunderts des Deutschen anstelle des Holländischen.

Da die preußische Regierung die mennonitischen Männer entgegen ihres Versprechens doch zu langen Kerls machen wollte, zogen die Mennoniten von Westpreußen nach Rußland und bewährten sich dort wiederum als erfolgreiche Bauern. Später, Ende des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert, versprengten sie sich nach Kanada, den USA, Uruguay, Mexiko, Brasilien, Bolivien und eben auch Paraguay. Häufig gerieten die Mennoniten - die sich selbst als unpolitisch verstehen - in Konflikt mit Regierungen, die die Versprechen ihrer Vorgänger nicht mehr halten wollten, in Rußland z. B. nach der Oktoberrevolution, in der Stalin-Ära und während des Zweiten Weltkriegs. Oder sie stritten sich untereinander, weil die einen



ihre einfachen Schulen modernisieren wollten, die lange nur auf dem Wort der Bibel und dem Katechismus beruhten. Die anderen sahen dadurch die Grundfesten ihres Glaubens wanken, ihre traditionellen Strukturen durch die Moderne erschüttert und zogen die Konsequenzen.

So wanderten einige Mennoniten nach Kanada aus und bauten dort blühende Farmen auf. Wieder spaltete sich eine traditionalistische Gruppe ab, ging in den paraguayischen Chaco und gründete 1926 die Kolonie Menno. Der paraguayische Staat war interessiert an tatkräftigen Siedlern und hatte den Mennoniten und ihren Nachkommen schon 1921 die Befreiung vom Wehrdienst, eigene deutsche Schulen, autonome Rechtsprechung, die absolute Religionsfreiheit und andere Privilegien zugesprochen. Von der argentinischen Firma Casado, einem der mächtigsten Großgrundbesitzer im Chaco, kauften die Mennoniten zu überhöhten Preisen das nötige Land. 1930/32 kamen weitere Mennoniten, die aus Rußland geflüchtet waren und über Zwischenlager in Deutschland einreisten. Es entstand die Kolonie Fernheim, heute mit ihrer Hauptstadt Filadelfia das Herzstück der Mennonitenkolonien im Chaco. Ebenfalls aus Rußland und über Deutschland, aber unter größeren Mühen erreichte 1947 die dritte und letzte Gruppe den Chaco. Die meisten dieser Siedler waren Frauen und Kinder, weil die Männer von den Sowjets als Staatsfeinde nach Sibirien verschleppt worden und umgekommen waren. Sie gründeten die Kolonie Neuland.

Das Leben in den Kolonien war hart, so hart, daß es aus dem Chaco wieder Wanderbewegungen in den fruchtbareren und klimatisch etwas angenehmeren Ostteil Paraguays, zu reichen Verwandten in Kanada oder später ins Wirtschaftswunder-Deutschland gab. Ein Zitat des Siedlers Janzen aus dem „Mennoblatt“, bis heute das Presseorgan der Mennoniten im Chaco, mag verdeutlichen, warum manche Siedler damals keinen anderen Ausweg sahen, als ihre Sachen zu packen: „Sieben Jahre genügte, um festzustellen, daß hier ein gesundes, wirtschaftliches Weiterkommen unmöglich ist. Auch gesundheitlich leiden wir sehr, denn dieses heiß-trockene Klima ist nichts für einen deutschen Bauern, der von morgens bis abends auf dem Felde schuftet muß. Und dann immer wieder die Mißerfolge. Man ist mut- und machtlos geworden dieser Natur gegenüber. Wir wollen dem Indianer den Chaco nicht mehr streitig machen.“

Diejenigen, die blieben, rückten eng zusammen. Da die Gemeinschaft bei den Mennoniten von jeher wichtiger war als das Individuum, wurde diese auch jetzt zur Überlebensstrategie. Dabei besaß der Glaube immer schon eine besonders einende Kraft, und man warf Trennendes, das in Rußland sehr wohl bestanden hatte, so gut es ging über Bord. Schließlich hatten es die Mennoniten in Paraguay mit einer katholischen Übermacht zu tun, und gegen diese, die einstigen Verfolger in der Reformationszeit, mußten sie sich jetzt behaupten. Im Chaco entdeckten die Mennoniten erstmals ihre missionarische Berufung und fingen an, die *Indígenas* zu bekehren - im Wettlauf mit den katholischen Missionaren des Salesianer- und des Oblatenordens, die, wie die ersten Mennoniten aus, Mitte der 20er Jahre in den Chaco gekommen waren. Bis heute sei die Zusammenarbeit zwi-

sehen katholischen Ordensleuten und **Hardlinern** unter den missionierenden Mennoniten schwierig, meint der **Oblaten-Padre** Miguel Fritz, der seit neun Jahren in mehreren Indianer-Gemeinden im Chaco arbeitet. „Sie bezeichnen uns als Sekte und erkennen unsere Taufe nicht an. Sie machen keinen Hehl daraus, daß man sich mit Katholiken nicht an einen Tisch setzen sollte“, meint Fritz. Nicht von ungefähr mußte die katholische Kirche in Filadelfia vor Jahren außerhalb der Stadt errichtet werden, damit sie den Mennoniten kein Dorn im Auge war. Heute ist sie näher an die Stadt herangerückt, weil diese längst über ihre ursprünglichen Grenzen hinausgewachsen ist.

Die mangelnde Bereitschaft der Mennoniten zum Dialog hat deren Image in Paraguay geprägt: nämlich das eines strengen, konservativen, in religiösen Fragen fundamentalistischen und monolithischen Blocks. Der **71jährige** Peter P. Klassen, der in Deutschland und in der Schweiz studiert hat und in seinen Büchern zuweilen sanfte Kritik am selbstherrlichen Geschichtsverständnis seiner Glaubensbrüder und -Schwestern übt, will das nicht so stehenlassen. „Bei uns gibt es viele verschiedene Strömungen: Unter Mennoniten können Sie die liberalsten theologischen Ansichten finden, aber auch von pietistischen Einflüssen geprägte. Die extremsten sind die Mennoniten in Ostparaguay, die aus Mexiko eingewandert sind. Die tragen alte Trachten, Alkohol und **Tabak** sind per Verordnung verboten“, sagt er. Rauchen und Biertrinken in der Öffentlichkeit sind allerdings auch im Chaco geächtet. Aber, so Klassen, es gebe inzwischen genug Menschen, die sich nicht daran hielten. Auch zwischen den Geschlechtern beginnt das alte Moralgebäude zu wanken. Doch die offizielle Lesart ist klar: Sexuelle Beziehungen vor der Ehe sind tabu. Wer gegen diese Regel verstößt, dem kann es heute noch passieren, daß er sich vor dem Gemeindeleiter verantworten muß. „In einigen Gemeinden darf ein Mädchen, das vor der Ehe ihre Jungfräulichkeit verloren hat, bei der Hochzeit keinen Schleier tragen“, so Klassen. Das sind inzwischen eher die Ausnahmen. Trotzdem ist es nicht sehr verwunderlich, daß Mennoniten in der Regel früh heiraten. Und am Rande von Filadelfia blüht die Prostitution mit **Indigena-Frauen**. „Natürlich gibt es hier Heuchelei und Doppelmoral, aber das findet man in allen strengen Gemeinschaften“, sagt Klassen.

Das feste Regelgebäude bröckelt an mancher Ecke, doch der Einfluß der Traditionalisten ist anscheinend immer noch so stark, daß Kritik aus Angst vor gesellschaftlichem Druck häufig gar nicht erst geäußert wird. Und wie winden sich die Menschen erst, als ich, die deutsche Journalistin, sie um Interviews bitte. Ins Mikrofon wollen sie gar nicht oder nur unter großen Vorbehalten sprechen - egal ob sie eher einem harten Kurs anhängen oder liberal eingestellt sind. Ich bin frustriert. Im „**Mennoblatt**“ vom 1. Mai 1997 stoße ich auf ein Zitat, das ungewohnt selbstkritisch und treffend ausdrückt, wie es um die Streitkultur bei den Mennoniten bestellt ist. In einer Podiumsdiskussion ging es um die Zukunft der Zeitschrift: „Als Diskussionsforum für kontroverse Themen sei Mennoblatt nicht zu loben; kritische Auseinandersetzungen würden bewußt vermieden, weil man es nicht

gelernt habe, mit Kritik sachlich umzugehen, und sie als etwas Erbauliches, Meinungsbildendes für eine Gesellschaft aufzufassen."

## Mba'eichapa — man spricht Guarani

„Ich bin stolz auf diese Sprache“, sagt der Journalist Luis Castillo, auch wenn er das Guarani als gebürtiger *asunceno* nicht so perfekt und mit vielen spanischen Einsprengseln spricht. „Das ist eine Frage der Identität und eine schöne Hinterlassenschaft unserer indianischen Vorfahren. Ich finde es gut, daß man mich am Guarani als Paraguayer erkennen kann.“ Mit ihm die meisten Paraguayer, auch wenn es eine kleine, elitäre Schicht gibt, die das Idiom als „Indiosprache für **Unterprivilegierte**“ sieht und es am liebsten aus dem Unterricht an den teuren Privatschulen verbannen würde.

Wer in Paraguay Spanisch spricht, kann sich nur in Asunción problemlos verständigen. Aber auch hier, in der Hauptstadt, würzen die Menschen ihre Sprache gerne mit Worten und Sätzen aus dem gutturalen Guarani oder bestreiten gar ein ganzes Gespräch damit, wenn es eher kumpelhaft zugeht, der Rahmen familiär ist oder der Volksseele luftgemacht werden soll. Denn im Mestizenland Paraguay ist das indianische Guarani neben dem Spanischen seit 1992 offizielle Landessprache - ein lateinamerikanischer Einzelfall.

Diktator Stroessner habe sich geschämt, Guarani zu sprechen, meint Luis Castillo, infolgedessen sei die Sprache an den Schulen früher verboten gewesen. „Wahrscheinlich gab ihr das Verbot noch zusätzlichen Auftrieb“, vermutet er. Denn über ein Drittel der Bevölkerung, besonders in ländlichen Gebieten, spricht sie heute ausschließlich. Die Hälfte ist zweisprachig, und wahrscheinlich beherrscht ein Großteil von ihnen das Guarani besser als das Spanische. Bauern und Politiker, Landbewohner und Städter benutzen es mehr oder weniger gekonnt, eine Reform von 1992 machte es in den Schulen zum Unterrichtsfach, Zeitungsbeilagen beschäftigen sich mit den „nachgesetzten Verhältniswörtern“ des Guarani und deren Betonung, und wer als Ausländer ein paar Brocken auf Guarani radebrechen kann, wird von den Paraguayern gleich fester ins Herz geschlossen.

Den Indianern (*Indigenas*) selbst bringt das nichts. Auf paraguayischem Boden leben sowohl Angehörige der **Guarani-Sprachfamilie** als auch Indigenas von weiteren vier Sprachfamilien. Sie stehen nach wie vor am Rande einer Gesellschaft, deren identitätstiftender Kitt eine indianische Sprache ist.

Eigentlich sind die Rechte der Indigenas in der Verfassung sehr klar gefaßt: Auf Druck der katholischen und der evangelischen Kirche wurden sechs sogenannte Indianerartikel aufgenommen, die die Belange der rund 100 000 Ureinwohner auf eine Weise berücksichtigen, die man nur als paradiesisch bezeichnen kann. So sichert der Staat den Indianervölkern „Grund und Boden in ausreichender Qualität“ zu, „die die Erhaltung und Ent-

wicklung ihrer besonderen Lebensform ermöglicht". Mit Hilfe der Indianerbehörde INDI wird ihnen der Staat „großzügig diese Flächen besorgen", heißt es weiter. Auch die Hektarzahl, die jeder Familie zusteht, wurde festgelegt, im Chaco 100 ha, in Ostparaguay 20 ha pro Familie. Die Wirklichkeit sieht anders aus: Die paraguayische Regierung hat kein Interesse, den Indigenas zu ihrem Land zu verhelfen. Sitzen doch in ihren Reihen genug Großgrundbesitzer, die nicht ihren eigenen Besitzstand gefährden wollen. Und so dümpeln die Anträge vieler Indígena-Gemeinschaften auf Erledigung von Landtitelansprüchen bis zum Sanktnimmerleinstag in den verschiedenen Entscheidungs-Gremien. Bei INDI, der Behörde, die eigentlich geschaffen wurde, um den Indianern zu helfen, ist genau der gleiche Virus der Korruption eingedrungen wie in anderen staatlichen Behörden auch. Sie füllt ihre Taschen gern mit ausländischen Geldspenden, versucht die Indianer über entsprechende Anwälte dazu zu zwingen, schlechtes Land anzunehmen oder wird gar beschuldigt, an einer Zwangsumsiedlung von Indianern beteiligt gewesen zu sein.

Gäbe es nicht engagierte Missionare und einige unbestechliche Nicht-regierungsorganisationen wie z. B. Tierraviva, die mit fähigen Rechtsanwälten um Land und Rechte der Indigenas stritten - das Kapitel „Indianer" in Paraguay sähe noch finsterer aus, als es jetzt schon ist.

## Von Indigenas und Missionaren

Der Weg zur Indígena-Gemeinschaft Cerro Morotf, südöstlich von Asunción im Departamento Caazapá gelegen, führt nicht lange über Asphalt. Weiter geht es über rötliche Erdpisten, später sind es nur noch schmale Schneisen, die in den Urwald geschlagen wurden und auf denen der Geländewagen dahinholpert.

Die Aché sind „meine" ersten Indianer, die ich zusammen mit dem deutschen Architekten Thomas Gieth und dem paraguayischen Arzt Pablo Balmaceda besuche. Gieth, mit einer Paraguayerin verheiratet und Vater von zwei Söhnen, hat sich in seiner Architektenlaufbahn viel mit dem Bau von billigem Wohnraum in tropischen Regionen beschäftigt, vor allem für die Benachteiligten der Gesellschaft, zuletzt in den Favelas von Rio de Janeiro. Jetzt ist er in Paraguay als Projektkoordinator und -betreuer für die katholischen Steyler Missionare tätig und läßt in diese Arbeit sein Fachwissen im ökologischen und sozialen Häuserbau einfließen. Denn bei den verschiedenen Indianergemeinschaften, die die Steyler Missionare vor allem in Ostparaguay betreuen, geht es immer wieder darum, den Projekten der Indianer bauliche Hüllen zu geben, z. B. Schulgebäude, Sanitätsstationen, Lagerräume, Wohnungen etc. Entscheidender Finanzier solcher Entwicklungshilfeprojekte ist der hannoversche Verein „Indianerhilfe in Paraguay e. V", dem Gieth Rechenschaft über abgeschlossene Projekte ablegt oder neue Projektvorschläge unterbreitet.

Auf dieser Reise beschäftigen uns weniger architektonische Fragen als die gesundheitliche Versorgung der **Aché-Indianergemeinschaft Cerro Moroti**. Deshalb fährt der paraguayische Arzt Pablo Balmaceda mit. Er kennt die Indianer in ganz Paraguay und deren Gesundheitsprobleme: Tuberkulose, **Atemwegserkrankungen**, Hautprobleme, Parasitosen.

Auf halbem Weg nach Cerro Moroti ist der polnische Padre Benjamin von den Steyler Missionaren zu uns gestoßen. Zu viert fahren wir im brandneuen Geländewagen weiter, der von der „Indianerhilfe in Paraguay“ finanziert wurde und der Benjamin die Erledigungen für „seine“ beiden Gemeinschaften erleichtern soll. Padre Benjamin betreut die Indianergemeinschaft Cerro Moroti, lebt aber im 200 km entfernten Choupa Pou, einer anderen Gemeinschaft der **Aché-Indianer**. Er wirkt fröhlich mit seinem jungen, bärtigen Gesicht, unablässig in akzentfreiem Spanisch plaudernd, obwohl dies für ihn eher eine lästige Pflichtveranstaltung ist. Denn die Padres empfinden es im allgemeinen als Kontrolle, wenn sich Besucher aus Asunción ankündigen.

Als wir gegen Mittag endlich in Cerro Moroti ankommen, reicht uns die Frau des ersten Häuptlings erstmal dampfende Batatas - Süßkartoffeln. Teilen, so lerne ich, hat bei den Ache Tradition, ist geradezu ein Überlebensprinzip. Auch wenn ihre Welt ansonsten völlig umgekrempelt wurde. Die Wälder, die ihnen als Lebensraum, Nahrungsquelle und Jagdrevier dienten, wurden und werden abgeholzt oder gerodet, das Holz verkauft und das gerodete Land in Ackerland umgewandelt. „Den früheren Zustand, wo die Indianer auf unendlich viel Land einfach hin- und herziehen konnten, gibt es nicht mehr“, sagt Thomas Gieth. Damit die Ache in Cerro Moroti heute satt werden, müssen sie sich auf die ihnen fremde Landwirtschaft und Viehzucht verlegen. Denn die Zivilisation, die bei den Ache erst vor etwa 20 Jahren mit Macht einbrach, hat die Bevölkerung mittlerweile stark anwachsen lassen. Ich sehe viele kleine Kinder, alte Menschen dagegen kaum.

In den 70er Jahren, als das paraguayische Militär die Ache gewaltsam aus dem Urwald holte, sprachen Anthropologen von einem Genozid an den zierlichen, fast asiatisch aussehenden **Indígenas** und rüttelten damit die Menschen in Europa, auch in Deutschland auf (1978 wurde die „Indianerhilfe in Paraguay“ gegründet). Aber Waffen brauchten damals gar nicht unbedingt zu sprechen: Die Krankheitskeime, mit denen die Urwaldbewohner plötzlich und unvorbereitet in Berührung kamen, taten das ihre und machten viele kleine Ache zu Waisen. Nicht wenige dieser Kinder wurden verschleppt und wuchsen in paraguayischen oder **mennonitischen** Familien auf. Erst Jahre später kehrten sie zu ihren Gemeinschaften zurück, die in Kolonien angesiedelt worden waren, und lernten nach zehn, 20 Jahren ihre Geschwister und Verwandten kennen.

Rein numerisch gesehen hat sich das Volk der Ache wieder erholt, aber seine Kultur, klagt etwa der französische Anthropologe Philippe Edeb, habe es in weiten Teilen verloren. Einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu leistete die nordamerikanische New Tribe Mission, eine evangelisch-

fundamentalistische Religionsgemeinschaft. Wie gründlich deren Mission gewirkt hat, zeigt die Antwort des Häuptlings Antonio auf meine Frage, woran die Ache denn früher geglaubt hätten. „Wir hatten keine Religion“, sagt er. Inzwischen haben die evangelischen Missionare die Gemeinschaften verlassen, entweder aus freien Stücken oder sie wurden von den Indigenas verjagt. Aber den Brauch des sonntäglichen Gottesdienstes führen diese in Eigenregie fort.

Die - katholischen - Steyler Missionare halten sich mit neuerlichen Bekehrungsaktionen zurück. „Ich habe hier noch niemanden getauft und halte auch keine Messen“, sagt Padre Benjamin. Er sieht sich mehr als Anwalt und „Vater“ für „seine“ Indigenas, der sie vor den Übergriffen der Außenwelt schützt, so gut es eben geht. So z. B. 1996, als eine Gruppe landloser Campesinos versuchte, der Gemeinschaft von **Choupa** Pou ihr Land streitig zu machen. Mit Pfeil und Bogen verteidigten sich die Ache; Padre Benjamin vermittelte zwischen den Parteien, erst nach zähen Verhandlungen konnte der Konflikt beigelegt werden. „Eine paradoxe Situation“, meint Thomas Gieth. „Eigentlich müsste man beiden helfen, den landlosen Bauern und den Indianern.“ Die Regierung tut keines von beidem.

Um die 270 Personen leben in **Cerro Morotí**, pro Familie in einem kleinen, düsteren Holzhaus, das gleichzeitig als Schlafplatz, Lagerraum und Feuerstelle dient. Beißender Rauch schlägt mir ins Gesicht und treibt mir die Tränen in die Augen, als ich eine der schlecht durchlüfteten Behausungen betrete. „Atemwegserkrankungen sind eines der großen Probleme bei den Indigenas, da ist die schlechte Luft in den Häusern nicht gerade förderlich“, sagt der Arzt Balmaceda. Der Architekt Gieth ist gefordert. Gerne würde er eine Hausform entwickeln, die den Lebensbedingungen der Indigenas besser angepaßt ist. Aber sie müssen es auch selbst wollen: „Was nützt es, wenn ich den Ache hier was vorturne und sie sich dann nicht verantwortlich fühlen, kein Selbstbewußtsein entwickeln und nur auf die Hilfe von außen warten?“ Selbsthilfe mit wenig Geld und etwas Unterstützung ist seiner Meinung nach möglich: Eine Idee für billiges und gutes Baumaterial hat Gieth schon. Vor Jahren hat er eine Presse entwickelt, mit der man einfach aus der Erde vor Ort Steine formen kann, wenn Lehm und Sand das richtige Verhältnis haben. Die Indianer bekunden Interesse; Gieth entnimmt ein paar Erdproben, die er in Asunción auf ihre Eignung prüfen will. „Das Problem heute ist, daß die Ache selbst keine Tradition des Hütten- oder Häuserbaus haben, an die man anknüpfen könnte“, meint er. Vor zwei Jahrzehnten lebten die Ache noch als Nomaden: Im dichten Blätterwerk des Waldes schützte sie ein Unterstand aus großen Blättern vor dem Größten, und nach höchstens zwei Wochen zogen die Familienverbände weiter.

Nackt waren sie damals, Kleider kannten sie nicht. Auch die kamen erst mit der Zivilisation. „Und damit die Hautkrankheiten und die Parasiten“, sagt Pablo Balmaceda. Ganz zu schweigen von der Tuberkulose, der Krankheit der Armen. Sie ist bei den Indigenas weit verbreitet, egal ob sie

im Chaco oder in Ostparaguay leben. Wie man dieser Krankheit ohne staatliche Hilfe Herr werden soll, weiß Balmaceda auch nicht. Doch der Staat, so behauptet jedenfalls Staatspräsident Juan Wasmosy, hat kein Geld - und kein Interesse, behauptet Balmaceda. Er schafft es ja noch nicht einmal, die nichtindianische Bevölkerung medizinisch vernünftig zu versorgen.

## Danke

. . . für die wunderbaren, lehrreichen, manchmal auch erschreckenden Erfahrungen, die ich durch die Heinz-Kühn-Stiftung machen konnte.